

Das Glück eingelehrt.

Wie John Rittsch Esq. seine Gattin bei guter Laune erhält. — Das jugendliche Aussehen. — Die verlorene Wette. — Frau Rittsch als Schulmädchen verkleidet.

Mister Editer! Hipp, hipp, horrah! Frau Königin, wolle ich sagen, Mister Editer, des Lebe is doch schön!

Rüchlich ich um die Alti lebe sehr wie zwei Tortelläubche. Es is bei der Alti immer Sonnenschein. Ich hen des S i t t e t erausgetriege,

die Alti in guetm Jumer je halte oder, wann sie schlecht uffgelegt is, sie wieder gut fülle zu mache. In zwar — des is die Witti derwo — gang mitaus Erpenes. Ich brauch der Alti fei Deimonds je taufe un kein neue Hut je verspreche, unwerhaupt nichts je thun, was Geld tocht, un ich kann doch immer en Smeil uff ihre Buge zaubern un sie for de ganze Tag in de beste Jumer bringe. Wie alle große Erfindunge, Disloberies un Inventischens verbandt ich nach Mei neu entbedete Distoverie einem Metzident. Und dieses Metzident hot die Form un Gestalt vun Unsemr Buscher. Der Buscher is nämlich jeh der Alti ihr Häbort. Er hot nämlich neulich, wie die Alti Mir seitdem schon ungefähr fußlich Mal erzählt hot, zu der Alti was vun ihrer Fräulein Schwester gesagt un es hot sich dann eraus gestellt, daß der Mann Unser Tochter for der Alti ihr Schwester gebalte hot. Des heißt, ich glaub's nit, Mister Editer. Ich glaub, er hot es blos gesagt, un die Alti zu pliege. Un da bermit hot er auch de größte Sudzsch gebalt, dann die Alti faht noch erklaßlich vun ihm un bezaht einigen Preis, wo er verlangt un is mit Einigem gefriede, wo er schid.

Well, Mister Editer, da derwo hen ich Mein Hint genommen un hen r i s o l o, je profitie derbei.

Gestern sein ich nit zum Jopper heimgetomme un wie ich feinneli getimme bin, da war die Alti schon ready mit erer fußlich Horpauer-Gardinenpredigt. Ich sein awer mit der unfsundigste un vergnügteste Wiene vun der Welt an der Alti ihr Bett jezetrete un hen gesagt: Alti — ich kann nig derfor, daß es e Bihle spaß gemoin is, awer mer hamone e Welt austrinke müsse, wo ich an Dich gewonnen hen.

Die Alti hot of course wisse wolle, was das for e Wette war un ich hen ihr erzählet, der Dörre Quetsche Hannes, wo die Alti neulich in der Apperä gefesse hot, hätt gesagt, er hätt gar nit gewußt, daß ich schon zum zweite mal verbeitrath' wär. Ich hen gesagt, des wär auch nit so. Da hätt der Quetsche-Hannes gesagt, Mei große Tochter könnte doch nit vun der Alti sei un feinneli hätt die Keel die Wette gemacht, daß ich nit pruv' könnt, daß die Alti über verzig Jahr alt wär.

Wer hätte die Wette einmewe ausgebrunke, un de nerze Tag, wann ich der Alti ihr'n Lauffschlein bringe un die Annere, wo die Wette eingegangen wär, bezahle.

Da derwo hot awer die Alti nig wisse wolle. Sie hot gesagt, ich sollt Widd doch nit schmal zeige un sollt die Wette bezahle, dann sie wüßt werlich nit, wo sie de Lauffschlein hätt un wann die Herrn — des is des erste Mal, daß die Alti Mei frends nit „Saufbrüber“, sonnern „Herrn“ gefallt hot — es nit uff's Wort glaube wolle, daß sie über verzig wär, na, da sollt ich halt die Wette verlorne gewone. Mit eme glückliche Schmeil uff ihr m Antlitz is dann die Alti eingeschloffe. Bun erer Gardinenpredigt war of course lei Ned mer un wie ich heint Morche fort bin, hot sie gesagt, ich sollt en schöne Grub austrinke an de Mister Dörre Quetsche-Hannes un die annere Herrn. Es is e wahrer Staat, Mister Editer, wie sein Mei Stiem wort. Ich geh ohne de Advois, es auch je probirn.

Mit diesem Wunsch sein ich einstweile so lang

Mit Rigards Yours John Rittsch Esq.

Mister Editer! Ich glaub, ich müß des Stiem doch uffweide. Wie ich heint vom Fruchschoppe heim getomme bin, da hot die Alti die Dreßmäterin un die Millinerin bei sich gebalt un hot Dreffes geordert un Hüß ausgepickt — lauter Soche, wo for e junges Mädche passend wär'n. Des jugendliche Aussehe is ihr in de Kopp gefiege un wann die Sach so weiter geht, da erscheint die Alti eines Tages als Schulmädche masirirt am helligste Tag uff der offetundige Gäß.

D. D. Esq.

Unseren Bettler: „Ich bitte um ein Almosen.“

Hauswirth: „Können Sie denn nicht sehen? Hier steht doch groß und breit: In diesem Hause ist das Betteln verboten.“

Bettler: „Gut, dann kommen Sie also raus auf die Straße!“



Der Ursprung des Wortes „Sport“.

In der Halbmonatschrift „Die Kultur“ (Herausgeber Dr. S. Simonsch, Verlag von Schaffstein & Co. in Köln) lesen wir: „Man nimmt gewöhnlich an, daß es sich bei dem Worte „Sport“ um eine englische Bezeichnung handelt. In der That aber ist „Sport“ ursprünglich ein französisches Wort, das über den Kanal gewandert ist, um dann mit etwas veränderter Physiognomie wieder auf den Kontinent zurückzukehren. Jufferand, der gegenwärtige Vertreter Frankreichs bei den Vereinigten Staaten, hat ein sehr unterhaltendes und lehrreiches Buch über Sport und Lebnungsspiele im alten Frankreich geschrieben („Les sports et les jeux d'excrcice dans l'ancienne France“), in dem er den Nachweis führt, daß sowohl das Wort wie die Sache den Engländern aus Frankreich gekommen ist. Man hat im älteren Französisch das Wort „desport“, „despoter“, im Sinne von Erholung. Man sagte schon im 13. Jahrhundert: „Pour deduire, pour desporter. Et pour son corps reconforter.“ (Sich zu erheitern, sich zu erholen, und den Körper wieder zu härten) Die Engländer übernahmen das Wort zunächst unverändert. Ihr großer Dichter Chaucer spricht schon im 14. Jahrhundert von einem jungen Manne, der auf die Wiesen spielen ging zu seinem „desport“, zu seiner Erholung. Im 16. Jahrhundert wandte dann Rabelais das alte Wort im gleichen Sinne an: „Se desportaient... es pres et jouaient a la balle“, „sie vergnügten sich auf den Wiesen und spielten Ball.“ Herr Jufferand entwirft mit tiefer Gelehrsamkeit und großer Lebendigkeit ein Bild von dem Sport im alten Frankreich. Wir sehen den Dichter Ronsard, das Haupt der „französischen Plejada“, schon im 16. Jahrhundert „foot-ball“ spielen, seine Zeitgenossen sich den heikamen Leubungen des Golf und des Cridet hingeben, lange bevor diese Spiele mit britischer Eilfertigkeit wieder erschiene. Und es handelt sich da nicht etwa um bloße Konjekturen, die aus geschichtl. zusammengestellten Texten gezogen werden. Die alten Bilder, die Miniaturen der Handschriften, die Kupferstiche zeigen uns lebhaft, mit welcher Meisterhaftigkeit man in Alt-Frankreich jede Art des Sports ausübte. Und wie sehr man den erzieherischen Werth dieser Leubungen zu schätzen wußte, das geht aus dem prägnanten Refume des damaligen Erziehungswesens herbor, das man in einem Vers des trefflichen Schriftstellers und Staatsmannes Marippa d'Aubigne (gest. 1630) findet: „L'esprit savait tout art, le corps tout exercice“. Es ist von Werth auch auf diesem Gebiete zu konstatiren, daß zwischen den Kulturvölkern im Großen wie im Kleinen ein beständiges wechselseitiges Geben und Nehmen stattfindet.

Das Gefängniß als Gasthaus.

Eine spazige Gefängnißgeschichte — so wird aus der Schweiz geschriebene — ereignete sich im Kanton Freiburg. Dort wird von allen einigermaßen zahlungsfähigen Gefangenen die Summe von zwei Franken täglich erhoben als Äquivalent für die Aufwendung an Kost und Logis, welche bei ihrem unfreiwilligen Aufenthalt im Gefängniß die kantonale Regierung macht. So war auch vor nun genau zehn Jahren ein wohlhabender Mann zu einer Gefängnißstrafe von acht Jahren verurtheilt worden, und man erhob bei seinem Straftritt von ihm die Summe von 5840 Franken, um im voraus für seinen achtjährigen Aufenthalt hinter den schweidischen Gardinen gedeckt zu sein. Dem Mißthäter gelang es aber, bei seiner Einlieferung in's Gefängniß zu entweichen, und nun, nach zehn Jahren, ist die Strafe verjährt, sodaß der Flüchtling ungehindert und ungeführt nach seinem Heimathsort zurückkehren konnte. Hiermit begnügte er sich jedoch nicht, sondern er verlagte den Justizstatus auf Herauszahlung jener 5840 Franken, wo er nicht in die Lage gekommen sei, von Kost und Logis Gebrauch zu machen, für die er jene Summe bezahlt habe. Und wirklich gab ihm auch der oberste Gerichtshof in Lausanne Recht, indem das Urtheil ausführte, daß jene zwei Franken täglich tatsächlich nur ein Entgelt für thätig gemachte Aufwendungen bilden sollen; das aber die Gefängnißverwaltung des Kantons Freiburg nicht nachweisen könne, für den Kläger derartige Aufwendungen gemacht zu haben. So erhält denn jener „Gentleman“ das vor zehn Jahren bezahlte Geld zurück, und sein einziger Schmerz besteht darin, daß ihn das Gericht mit seinen Ansprüchen, auch noch die Zinsen dazu zu erhalten, abgewiesen hat.

Charakteristisch.

Ich erinnere mit einer charakteristischen Bemerkung, die General Grant einmal bei einem Diner zu mir machte.

„Rann mir leicht denken, was er sagte.“

„Behalten Sie das Kleingeld für sich.“

„Anderer aufgefaßt.“

A.: „Nun, wie geht es Ihnen?“

B.: „Danke, sehr gut, habe bereits ein Härenschäff.“

A.: „Ach! Woher beziehen Sie die Hären?“

Unter der weißen Flagge.

Eine Erinnerung aus dem Boerenkampf von Fr. v. W.

Es war Mitte Juli 1900, als der General Botha des Nachts gegen zwei Uhr den Befehl zum Abreiten an sein aus 600 Reitern bestehendes Kommando gab. Der Zeitpunkt unseres Marsches war ein vom Feinde besetzter, etwa drei Stunden entfernt, in südlicher Richtung gelegener Höhenrücken.

Mit Sonnenaufgang erreichten wir die Stellung des Feindes. Die Pferde wurden zurückgelassen, und mit „Rabiner fertig!“ begann das Kommando diesjeh zu erklimmen. Kein Laut, kein Wachsfeuer war zu hören oder zu sehen. Das deutsche Kommando war auf dem rechten Flügel. Wir hatten kaum noch 30 Schritt bis zum höchsten Punkt, als auf uns gefeuert wurde. Sofort gingen wir, ohne einen Schutz zu feuern, im Sturm vor. Die Feinde hielten zuerst Stand, erlahmten jedoch sehr schnell und eilten zu den auf der anderen Seite des Höhenrückens stehenden Pferden. Oben in der Stellung angekommen, nahmen die Deutschen den stehenden Feind unter ein wohlgezieltes Feuer; binnen zehn Minuten war dieses kleine Vorkampfbataillon beendet. Das Resultat waren 17 Tode beim Feinde und 20 Gefangene. Wir hatten 3 Verwundete. Unter den Gefangenen befand sich ein englischer Militärarzt; mit dem Rothen Kreuz am linken Arm. Dieser Mann hatte, trotzdem ihm andere Pflichten oblagen, die Waffe zur Hand genommen und auf die fliehenden Deutschen geschossen.

Er hatte einen Schuß durch den rechten Oberarm, konnte daher nicht entkommen, neben ihm lag der Korabiner mit abgeschwemmter Hüfte im Lauf. Nachdem für die Verwundeten und Gefangenen die nöthigen Anstalten getroffen waren, richtete sich das Kommando in der Stellung ein.

Es war am Nachmittage, die Sonne schien hell und brannte in den Steinen. Wüßlich erschien in unserer Front, einer weithin überhöhtlichen Ebene, eine weiße Flagge. Da die anderen Kommandos hinter uns der Ruhe pflegten und das deutsche Kommando die Vorposten zu stellen hatte, so ließ ich sofort mein Pferd fahrlässig und ritt auf Befehl vom General der weißen Flagge entgegen. Auf zehn Schritt war ich an diese herangeritten. Mir gegenüber hielt ein englischer Major mit einem Sergeanten. Dieser Herr hatte einen Brief an den General Botha, in welchem vom feindlichen General die sofortige Auslieferung des englischen Arztes verlangt wurde. Der Offizier theilte mir mit, er hätte Befehl, auf die Antwort des Generals Botha zu warten.

Da der General eventuell weiter hinter der Front sein konnte, auf eine Antwort zu warten also zu lange gedauert hätte und außerdem der gefangene feindliche Arzt, obgleich er mit dem Generals Kreuz gekennzeichnet war, die Waffe gegen die Büten getragen hatte, so verweigerte ich die Auslieferung, erklärte aber dem Offizier, ich würde den Brief, den ich bereits in meinem Händchen hatte, dem General zufenden. Was das Warten der weißen Flagge auf eine Antwort anbetrifft, so theilte ich dem Offizier mit, umgehend zu meinem Kommando zurückzukehren. Da diesem nicht sofort Folge geleistet wurde, kündigte ich dem Offizier, auf meine Uhr schauend, an, daß ich ihn binnen zehn Minuten wie einen Gefangenen behandeln würde. Ich ritt ebenfalls zu dem Kommando zurück und gab den Brief einem Meldebote mit den nöthigen Befehlen.

Nach zwei Stunden kehrte der Reiter mit einem Brief vom General Botha zurück und überbrachte mir den Befehl, diesen Brief sofort beim feindlichen General abzuliefern.

Während zehn Minuten ritt ich mit einer weißen Flagge, die von meinem Begleiter getragen wurde, in der Richtung auf die feindliche Stellung ab. Die Entfernung der beiden Seiten Vorposten war eine sehr geringe — vielleicht zwei englische Meilen. Nach einemritt von 20 Minuten langsamem Reiten sah ich endlich die feindlichen Posten. Da der Wind mir entgegenkam, die Flagge also vom Feinde aus schlecht zu sehen sein mochte, so ließ ich halten und den Mann mit der Flagge hin und her schwenken. Den Feind beobachtete ich währenddessen mit dem Glatze. Ich war verhalten, denn ich sah einen Mann mit einem weißen Tuch, das an einen Stock gebunden war, ebenfalls schwenken. Jetzt ritten wir weiter. Beim ersten Posten angekommen, wurden mir die Fragen vorgelegt, wer ich sei und was ich wollte. Auf mein Verlangen, ich wolle vor den kommandirenden General geführt werden, da ich ihm einen Brief vom General Botha zu übergeben habe, ließ man mich vom Pferde steigen. Nachdem ich mir auf das Verlangen des kommandirenden Offiziers die Augen verbunden und mich wieder in den Sattel begeben hatte, wurde ich unter Führung eines Offiziers zum General geleitet. Nach zwanzig Minuten theilte mir der Offizier mit, ich könne jetzt vor dem General. Ich rieg ab und wurde in ein Zeltgeführt.

Nachdem ich aufgefordert war, die

Binde von den Augen zu nehmen, erlaubte mich der vor mir stehende General, Platz zu nehmen. Ich übergab dem feindlichen General den Brief des Generals Botha. In demselben befanden sich die Bedingungen wegen Auswechslung von Gefangenen und das mamentliche Verzeihniß von den gefallenen und gefangenen Feinden. Der General verlangte aber, bevor wir uns über Auswechslung der Gefangenen einigen konnten, die bedingungslose Auslieferung des feindlichen Arztes. Ich hatte hierüber keinen Befehl, konnte daher auch auf das Verlangen des Feindes nicht eingehen. Infolgedessen zerklüfteten sich die Verhandlungen. Den feindlichen General salutirend, erbat ich Geleit bis zu den Vorposten, welches mir in Person eines Kapitäns gestellt wurde. Ich verband meine Augen abermals, stieg zu Pferde und ritt an der Seite des feindlichen Offiziers zur Vorpostenkompanie.

Auf diesem Wege nun sind die ungeheuerlichsten Fragen, die jemals an mich gestellt wurden, mir vorgelegt worden. Der englische Offizier verlangte von mir zu wissen, welcher Theil der Boerenstellung es sei, von der ich gekommen sei. Ich war sprachlos. Ich glaubte nicht richtig verstanden zu haben, und bat um Wiederholung der Frage. Ohne auch nur einen Moment zu zögern, wurde die Frage wiederholt. — Da ich nun die Ueberzeugung hatte, mich nicht gerirt zu haben, stellte ich die Frage: „Wie all find Sie, mein Herr?“ an den intelligenten Offizier. Ich bekam keine Antwort. Es trat eine sehr peinliche Pause ein, welche ich, um nicht für zu unhöflich gehalten zu werden, damit unterbrach, indem ich dem Offizier rief, sich doch persönlich von der Lage der Boerenstellung zu überzeugen. Nach einigen Minuten hatten wir die Vorposten erreicht, wo mein Begleiter mit der weißen Flagge sehrfüchtig auf mich wartete. Dieser arme Teufel hatte sich bei dem Feinde infolge der Unkenntniß der Sprache sehr unbehaglich gefühlt.

Soeben hatte ich die Binde von den Augen entfernt und mein Begleiter sein Pferd bestiegen, als ein anderer Offizier an mich die Frage richtete: „Was würden Sie sagen, wenn wir Sie jetzt gefangen nehmen würden?“ Ich konnte nur aus vollem Halse lachen. Nachdem ich mich von dieser abermals höchst intelligenten Frage erholt hatte, antwortete ich dem Offizier salutirend: „Es würde eine große Heldenthat sein, wenn eine bewaffnete Macht von mehreren hundert einen feindlichen Offizier, der unter dem Schutze der weißen Flagge zu ihnen gekommen ist, gefangen nehmen würde.“

Hierauf winkte ich meinem Begleiter und wir ritten ab. Nur einen Gedanken hatte ich: die arme englische Armee!

Die Brautleute der Jamunderinnen.

Als die Prinzessin Charlotte von Preußen, Schwester des Kaiser Wilhelm I. und spätere Kaiserin von Rußland, in Begleitung des Prinzen Wilhelm zur Hochzeit nach Petersburg reiste und auf der Durchreise in Köslin verweilte, wurde sie an dem Goldlenberge bei Köslin von einer Anzahl Bauernmädchen aus dem nicht weit von der Diffe liegenden Bauern- und Fischerdorfje Jamund begrüßt. Eine von ihnen, Anna Lassahn, hatte die eigenartige Brauttracht der Jamunderinnen angelegt, die sich besonders durch einen tronenartigen, mit Goldstütern und Blumen besetzte Haube, „Beil“ genannt, auszeichnet. Nachdem sie der Prinzessin ein plattdeutsches Gebied vorgelesen hatte, das an eine ähnliche Begegnung Jamunder Mädchen mit der Königin Luise erinnere, nahm die Prinzessin ihre goldene Halskette ab und hing sie dem Mädchen um.

Später entstand ein großer Jamk im Dorfe, da die Lassahn diese Kette als persönliches Geschenk für sich in Anspruch nahm, während die Anderen behaupteten, die Kette gehöre allen Bräuten Jamunds gemeinsam, da Anna sie nur als Verleiherin erhalten habe. Schließlich wurde die Entscheldung der Großfürstin angerufen. Diese schied die Lassahn 50 Thaler zur Aussteuer und bestimmte, daß die Kette von allen Jamunder Bräuten zur Trauung getragen werde. Sie wird in der kleinen Sakristei der kleinen Dorfkirche noch heute aufbewahrt.

Geistesgegenwart.

Der Marschall von Villars war sehr oft betrunken. Eines Tages, als er eben wieder einen Rausch hatte, ließ ihn der König von Savoyen rufen, um ihn nach etwas zu fragen. Bei die Könige angekommen, taumelt er vor den kommandirenden General behält er seine Fassung und sagt: „Gut, Majestät wollen es nicht übel nehmen, wenn ich mich fast zu natürlich zu Dero Füßen werfe.“

Kein Bargain Tag.

Gatte (während eines häuslichen Zwistes): „Du machst immer Bargains. Oder ist vielleicht ein Tag vorübergegangen, an dem Du keinen gemacht hättest?“ Gattin: „Jawohl, mein Hochzeitstag.“

Die Pariser Bürgersteige.

Gegenwärtig sind es gerade 100 Jahre, daß Paris die ersten Bürgersteige in der heutigen Gestalt bekam. Diese Thatsache ist um so auffallender, als vorher schon in italienischen Städten die vornehmsten Straßen, wie z. B. der Koos in Rom, mit einer erhöhten Fußgängerbahn zu beiden Seiten versehen waren, wofür die altrömischen Straßenbauten, wie Via Appia und die Straßen Pompejis, das Vorbild boten. Die Pariser Straßen dagegen hatten bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wie auch heute allerdings noch viele ältere Straßen von Rom, nur in der Mitte eine vertiefte Rinne, die meistens einen anfenslichen Bach bildete, da alles schmutzige Wasser aus den Häusern in sie abfloß. Nach der Seite stiegen die Straßen etwas an, damit die Fußgänger sich einigermaßen vor Schlamm und Fußtrümmern schützen konnten. Der erste Bürgersteig wurde auf Veranlassung des Seinepräfecten Prodot in der Rue Cassette in der Weite angelegt, daß die Rinne in der Mitte des Fahrdammes durch zwei feilliche ersetzt und diesen entlang vor den Häusern ein Kalksteinbelag angebracht wurde, der durch Brecksteine einen Schutz vor den Karrenrädern erhielt. Einige Monate später eröffnete der Stadtrath unter den Baubefehlüssen einen „Wettbewerb in Trottoirs“, der alsbald die Anlage hübscher Bürgersteige vor den Neubauten der Chaussee d'Antin, der Rue Richelieu und der Rue Saint-Lazare zur Folge hatte. Und „ganz Paris“ begab sich, wie die Chronikschreiber berichten, dorthin, um auf den schönen Steinen einher zu gehen, die selbst für Kutschen verboten waren.“

Der älteste Stadtplan der Welt.

Bei den Ausgrabungen im Palast des Minos zu Knossos auf Kreta ist im vorigen Jahr ein Kunstwerk entdeckt worden, das in der merkwürdigsten Weise über die Stadt Auskunft gibt, die der Herrscherpalast überragte. In dem Saale der oberen Terrasse des Palastes fand sich ein großes Mosaik aus kleinen Porzellanplatten von tabelleter Arbeit. Es stellt in mehreren konzentrischen Kreisen Szenen aus dem Leben dar, ganz in der Art, wie der Schild des Achilles bei Homer geschildert wird. Man sieht die Mauern und Häuser einer Stadt, Weinberge, Bäume, Krieger mit Bögen und Schwertern, Belagerte und Belagerte, allerlei Thiere. Das Merkwürdigste aber sind die Häuser der Stadt selbst, von denen gegen vierzig zu erkennen sind. Man kann deutlich unterscheiden, welche Häuser aus Stein, welche aus Holz, welche mit Studebuck erbaut sind. So blüht man in eine ganze Straße des Minos-Stadt und staunt, wie modern die Architektur dieser Häuser mit ihren drei Stockwerken und Fenstern mit vier Scheiben ist. Selbst einen Ertrag für Fensterstößen müssen die Kreter vor 4000 Jahren schon gehabt haben.

Napoleon der Dritte im Karzer.

Die Königin Hortense wohnte mit ihrem Sohne, dem späteren Kaiser Napoleon III., eine Zeitlang in Augsburg. Der Prinz besuchte das untere Gymnasium St. Anna, das unter der Direktion von Hofrath Wagner stand, mit diesem Sohne Napoleon besonders befreundet war. Als eines Tages die Mitschüler Beider Zweifel äußerten, ob auch diese im Nothfalle entsprechend gestraft würden, waren die beiden Freunde zum Beweise rasch entschlossen: Sie kauften Zinzhütchen und zerstückten dieselben während des Unterrichts. Napoleon und sein Freund Wagner wurden als die „Verbrecher“ erlannt und zur Karzerstraße über Mittag bei Wasser und Brod verurtheilt. Die Königin, davon benachrichtigt, versügte in ihrer Entrüstung außerdem, daß der Mißthäter nicht nur sein Mittagessen, sondern auch Wasser und Brod entbehren sollte. Aber das war für das weiche Herz der Hofrathsgattin denn doch zu hart. Sie sandte dem Gefangenen heimlich ein mächtiges Stück Butterbrod. „Frau Hofrathin“, sagte der Prinz später, seinen Dant abstatend, „nie hat mir Etwas so geschmeckt, als dieses Butterbrod im Karzer.“

Die größte Meerestiefe.

Im Mitteländischen Meer gibt es, wie mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden kann, keine größere Tiefe als 3500 Meter. Im Atlantischen Ozean sinkt der Boden nur selten unter 6000 Meter. Die größten bekannten Meerestiefen befinden sich im Stillen Ozean. Im Ganzen werden jetzt 42 bedeutende Senkungen des Meeresbodens gezählt, die als „benedere Tiefen“ auf den Karten bezeichnet werden. Davon kommen 24 auf den Stillen, 15 auf den Atlantischen, 3 auf den Indischen Ozean und eine auf das Südpolische Eismeer. Die Lotungen haben gelehrt, daß auch dieser Tiefen unter 7200 Meter hinabstehen. Die tiefste jetzt bekannte Stelle des Meeresbodens ist die Abdrü - Tiefe, östlich von den Kermaber - Inseln im südlichen Pazifischen Ozean, nordöstlich von Neuseeland, mit 9429 Metern. Sie liegt also nicht unerheblich mehr unter als der höchste Berg der Erde (8840 Meter) über dem Meerespiegel. Zwischen diesen beiden Punkten beträgt der Höhenunterschied demnach 18,269 Meter.

Ueber das Ausbleiben des Leoniden-Schwarmes.

An das Ausbleiben des Leoniden-Schwarmes im Jahre 1890 und in den folgenden Jahren anknüpfend, hielt der Direktor der Wiener Universitäts-Sternwarte, Hofrath Prof. Edmund Weiß, im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse einen Vortrag, worin er ausführte, daß die Meteorwolke der Leoniden, die auf ihrer bisherigen Bahn den Bahnen Saturns und Jupiters sehr nahe gekommen, dadurch abgelenkt worden und in eine neue Bahn gerathen sei, auf der sie nicht mehr in die Nähe der Erde gelangte. Professor Weiß sprach die Vermuthung aus, daß das Schauspiel des Leoniden-Schwarmes von dem Menschengeschlecht nie mehr gesehen werden dürfte, weil die Leoniden durch die Ablenkung von ihrer Bahn wahrscheinlich auch gestört und in kleine Gruppen aufgelöst wurden.

Blumensprache.

Burgwächter (Fremden die Burg zeigend): „Zimmer sah sie ja nicht so aus!“ Hier in diesem Raume herrschte ehemals eitel Lust und Wonne, die Ritter trantem und lärten, die Dienerschaft freute sich aufs Trintgeld...“

Zu einseitig.

Frau Kooßen: „Oben habe ich meiner Tochter gesagt, sie sollte sich kämmen, am Sonntag Klavier zu spielen.“ Frau Pappan: „Blos am Sonntag?“

Oben drum.

Abg: „Ihre Schwester ist ausgegangen? Wollen Sie ihr bitte sagen, daß ich hier gewesen.“ Cloie: „Das habe ich ihr ja soeben gesagt.“

Schlummer.

„Dieser Politiker scheint seinen Einfluß taufen zu lassen.“ „Schlummer als das. Er verlangt drei- bis viermal so viel, als sein Einfluß werth ist.“

Moderne Dienstmädchen.

Wilhelmine: „Na, Juste, warum ziehst Du denn schon wieder? Warum Deine Herrschaft nicht jut?“ „Aut war se schon, aber nich dumm genug!“

Unerkäuflich.

Schauspieler (dem plötzlich ein Apfel an den Kopf fliegt, während er an einem Bauernhofe vorbeigeht): „Ranu, der ist ja gar nicht faul!“

Stimmt.

Beamter: „Ja, warum soll ich denn gerade bei Ihnen eine Ausnahme machen?“ Herr: „Weil ich es bin.“ Beamter: „Na, das kann ja schließlich Jeder sagen.“

Zu dienstfertig.

Freiseur (zum Kunden): „Ne, ne, mein Gehilte hat Sie schlecht frisiert, ich muß die Friseur von Neuem machen.“ Kunde: „Ich habe jetzt keine Zeit.“ Freiseur: „Das geht mich nichts an, Sie sehen ja aus wie ein Affe!“

Der Knoten im Schnupftuch.

Sehr junger Mann: „Und dann gnädiges Fräulein, wollte ich noch etwas sagen, ich habe es aber vergessen.“ Fräulein: „Sehen Sie, warum tragen Sie kein Schnupftuch bei sich!“

Richt nicht.

„Na, was raucht denn Du da für'n Kram?“ „Kofet einen Nidel; die Sorte ist, glaub' ich, nach irgend einem obstrukten Schauspiel benannt.“ „Kein Wunder, daß sie nicht zieht.“

Aus der Reitkule.

Wachtmeister (zum Reutten, der immer wieder vom Pferde fällt): „Gehal — Sie Rameel, glauben Sie denn, Sie sind ein Wörtenpapier, daß Sie fortwährend fliegen und fallen!“

Im Examen.

Professor: „Was geschieht mit Metallen, die längere Zeit an freier Luft liegen?“ Kandidat (schweigend). Professor (nach ihm darauffolgend): „Sie or...“

Der Bericht.

Richter: „Was veranlaßt Sie, den Zeugen so furchbar zu schlagen?“ Angeklagter (Direktor einer Schmiere): „Er behauptete, ich verfüge über keine bedeutenden Kräfte, und da habe ich ihm das Gegentheil beweisen wollen.“

Bereinigtes Verfahren.

Richter: „Wie kamen Sie dazu, sich in dem Cafe den Hut des Herrn Professors zu nehmen?“ Angeklagter: „Ich dachte mir, der Herr Professor würde in seiner Festlichkeit ohnehin meinen Hut nehmen und da hab ich mir der Einfachheit wegen gleich den feinsten genommen!“

Es war einmal.

Heirathsbemittler: „Die Eltern des Mädchens waren einmal sehr reiche Leute.“ Junger Mann: „Die Partie ist mit z. märchenhaft.“